

HEYNE <

DAS BUCH

»Diese Stories sind seit meiner ehrenhaften Entlassung aus der Armee am Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden. Manchmal wirken sie wie Geschichten aus einer längst untergegangenen Welt, als New York noch eine vom flirrenden Licht zweier Flüsse durchwirkte Stadt war, als man aus dem Radio das Benny-Goodman-Quartett hörte und als so gut wie jeder einen Hut trug. Hier treten die letzten aus jener Generation von Kettenrauchern auf, die morgens alle Welt mit ihrem Gehuste weckten, die sich auf Cocktailpartys regelmäßig zudröhnten, sich voller Wehmut nach Liebe und Glück sehnten und deren Götter so alt waren wie Ihre (wer immer sie sein mögen) und meine Götter.«

John Cheever

In seinen vielgerühmten Kurzgeschichten zeichnet John Cheever ein unbestechliches Porträt seiner Zeit und erzählt zugleich von den uralten Sehnsüchten und Misereen der Menschen. Cheevers Stories - für die er 1978 den Pulitzer-Preis erhielt - kreisen um die Suche nach dem Glück, verborgene Leidenschaften, Familienkrisen, Missgunst und die Angst vor sozialem Abstieg.

DER AUTOR

John Cheever (1912 geboren in Quincy, Massachusetts; gestorben 1982) gilt als einer der Innovatoren der amerikanischen Erzählkunst. Im flimmernden Wechsel zwischen Parodie, Satire und scheinbar treuherzig-naivem Bericht vom Tun und Lassen der Ostküstenelite hat er einen Schatz an Romanen und Stories hinterlassen, der in deutscher Sprache nie angemessen erschlossen worden ist. Thomas Gunkels Übersetzung seiner Werke füllt eine bislang weiße Stelle auf der Karte der modernen Weltliteratur.

LIEFERBARE TITEL

Die Geschichte der Wapshots - Der Wapshot-Skandal

John Cheever

Der Schwimmer

Aus dem Englischen
von Thomas Gunkel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE STORIES OF JOHN CHEEVER
erscheint bei Alfred A. Knopf, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2011
Copyright © 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954,
1955, 1956, 1957, 1958, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966,
1967, 1968, 1970, 1972, 1973, 1977, 1978 by John Cheever
Copyright renewed © 1977, 1978, John Cheever
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009
by DuMont Literatur und Kunst Verlag GmbH & Co KG, Köln
Copyright dieser Ausgabe © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung und Konzeption: Eisele Grafik Design, München
unter Verwendung des Originalumschlags von Gabi Braun;
Foto © Josen / CORBIS
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40578-3

www.heyne.de

Vorwort

Ich sähe es nicht ungern, wenn die Reihenfolge, in der diese Stories erscheinen, umgedreht worden wäre und ich zu Anfang als älterer Mann dastünde und nicht als der junge, der aufrichtig schockiert war, als er entdeckte, dass wirklich gesittete Männer und Frauen in ihren Beziehungen erotische Verbitterung und sogar Gier aufkommen ließen. In der Entwicklung eines Schriftstellers treten, anders als in derjenigen eines Malers, keine interessanten Parallelen zu seinen Lehrmeistern zutage. Im frühen Werk eines Schriftstellers findet man nichts, was Jackson Pollocks frühen Kopien der Gemälde in der Sixtinischen Kapelle mit ihren interessanten Querverweisen auf Thomas Hart Benton entspräche. Es kann so aussehen, als lernte ein Schriftsteller mühsam zu gehen, sich die Krawatte zu binden, Sex zu haben und seine Erbsen mit der Gabel zu essen. Er tritt meist allein in Erscheinung, fest entschlossen, sich selbst zu unterrichten. Naiv, provinziell in meinem Fall, manchmal betrunken, manchmal beschränkt, fast immer unbeholfen: Selbst in Auswahl wird ein Überblick über das frühe Werk eines Autors stets die nackte Geschichte seiner Bemühungen darstellen, Wissen auf den Gebieten der Ökonomie und der Liebe zu erlangen.

Diese Stories sind seit meiner ehrenhaften Entlassung aus der Armee am Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden. Ihre Reihenfolge ist, soweit ich mich erinnern kann, chronologisch, und die in ihrer Unreife peinlichsten Texte wurden gestrichen. Manchmal wirken sie wie Geschichten aus einer längst untergegangenen Welt, als New York noch eine vom flirrenden Licht zweier Flüsse durchwirkte Stadt war, als man aus dem Radio im Schreibwarengeschäft

an der Ecke das Benny Goodman Quartett hörte und als so gut wie jeder einen Hut trug. Hier treten die letzten aus jener Generation von Kettenrauchern auf, die morgens alle Welt mit ihrem Gehuste weckten, die sich auf Cocktailpartys regelmäßig zudröhnten und aus der Mode gekommene Tänze wie den »Cleveland Chicken« beherrschten; die per Schiff nach Europa reisten, sich voller Wehmut nach Liebe und Glück sehnten und deren Götter so alt waren wie Ihre (wer immer Sie sein mögen) und meine. Die Konstanten, nach denen ich in diesen manchmal staubig wirkenden Paraphernalia Ausschau halte, sind eine Liebe für Spielarten des Lichts und die Entschlossenheit, einem Faden von Moral im Dasein nachzuspüren. Calvin hat in meiner religiösen Erziehung nicht die geringste Rolle gespielt, und doch scheint sein Geist die Scheunen meiner Kindheit erfüllt und in mir Bitterkeit im Übermaß hinterlassen zu haben.

Viele der vorliegenden Stories sind zuerst in *The New Yorker* erschienen, wo mir Harold Ross, Gus Lobrano und William Maxwell unschätzbare Geschenke bereiteten: eine große, kritische und reaktionsbereite Gruppe von Lesern sowie genug Geld, um die Familie zu ernähren und jedes zweite Jahr einen neuen Anzug zu kaufen. »Das ist hier eine Zeitschrift für die ganze Familie, verdammt noch mal«, pflegte Ross zu brüllen, wenn sich irgendwo in einem Text erotische Regungen zeigten. Er selbst war kein gesitteter Mensch, und als er entdeckt hatte, dass ich jedes Mal zusammenzuckte, wenn er beim Lunch das Wort »fuck« in den Mund nahm, sagte er besonders oft »fuck« und ergötzte sich daran, dass ich zusammenzuckte. Sein Mangel an Gesittung war sogar äußerst ausgeprägt, und wenn er zum Beispiel mit einem langweiligen Poker-Kumpan rechnete, ging er auf die Toilette und kehrte mit Toilettenpapier in den Ohren zurück. Solche Verhaltensweisen kamen in der Zeitschrift natürlich niemals zur Sprache. Aber er brachte einem bei –

stelle ich mir zumindest gern vor –, dass die gesittete Ausdrucksweise nur eine unter vielen ist, ebenso tiefgründig und reich an Konnotationen wie jede andere, und dass sie sich nicht etwa im Inhalt unterscheidet, sondern in ihrer Syntax und Bildlichkeit. Da Ross so unterschiedliche Männer wie Irwin Shaw und Vladimir Nabakov ermutigte, dürfte er mehr Gutes als Schlechtes bewirkt haben.

Jedes Dokument, das einem vor Augen führt, wie unreif man einmal war, ist peinlich, und so ergeht es mir bei manchen Stories; doch die Peinlichkeit wird für mich aufgewogen durch die Erinnerungen an die Männer und Frauen, die ich geliebt habe, und an die Orte, die Zimmer, Korridore und Strände, an denen die Stories entstanden sind. Meine liebsten Storiess sind diejenigen, die ich in weniger als einer Woche geschrieben – und oft laut formuliert – habe. Ich weiß noch, wie ich einmal ausrief: »Ich heiße Johnny Hake!« Das war in der Diele eines Hauses auf Nantucket, das wir billig mieten können, weil sich die gerichtliche Bestätigung eines Testaments in die Länge zog. In einem anderen Haus trat ich einmal aus dem Dienstmädchenzimmer und rief meiner Frau zu: »In einer Nacht wie dieser reiten Könige in goldener Rüstung auf Elefanten über das Gebirge!« Die Nachsicht meiner Familie war nicht mit Gold aufzuwiegen. Als ich – laut – den Schluss von »Leb wohl, mein Bruder« schrieb, stand ich unter dem Baldachin vor dem Eingang zu einem Apartmenthaus an der Neunundfünfzigsten Straße; »Ach, was soll man mit so einem Menschen anfangen?«, fragte ich und schloss: »Ich sah, wie die beiden aus dem Meer kamen, sah, dass sie nackt waren, unbefangen, schön und voller Anmut«, und höflich sagte der Doorman, »Sie führen Selbstgespräche, Mr. Cheever«, und auch er – korrekt, freundlich, zufrieden mit den zehn Dollar Trinkgeld, die er an Weihnachten erhielt – kommt mir vor wie eine Gestalt aus der fortdauernden Vergangenheit.

Leb wohl, mein Bruder

In unserer Familie stehen wir uns schon immer geistig sehr nah. Als wir noch klein waren, erkrankte unser Vater bei einem Segelunfall, und Mutter hat stets betont, dass unsere familiären Beziehungen eine Beständigkeit haben, die wir sonst nirgends fänden. Ich mache mir nicht oft Gedanken über unsere Familie, aber wenn ich an unsere Vorfahren, an die Küste, an der sie einmal lebten, und an das Meersalz denke, das in unseren Adern fließt, dann erinnere ich mich gern daran, dass ich ein Pommeroy bin – deren Nase, Teint und Aussicht auf ein langes Leben habe –, und es behagt mir, dass wir uns, auch wenn wir keine vornehme Familie sind, bei unseren Zusammenkünften der Illusion hingeben, die Pommeroys seien einzigartig. All das sage ich nicht, weil ich mich für Familiengeschichte interessiere oder weil dieses Gefühl der Einzigartigkeit für mich von großer Bedeutung oder besonders intensiv wäre, sondern um zum Ausdruck zu bringen, dass wir trotz aller Unterschiede zusammenhalten und dass jeder Riss in diesem Zusammenhalt Verwirrung und Schmerz nach sich zieht.

Wir sind vier Kinder, meine Schwester Diana und die drei Männer – Chaddy, Lawrence und ich. Wie in den meisten Familien, in denen die Kinder das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, wurden wir durch Beruf, Ehe und Krieg getrennt. Helen und ich wohnen mit unseren vier Kindern jetzt auf Long Island. Ich unterrichte an einer höheren Schule und habe inzwischen ein Alter erreicht, in dem ich nicht mehr damit rechne, Schulleiter zu werden – oder Rektor, wie es bei uns heißt –, doch ich schätze meine Arbeit. Chaddy, der es weiter gebracht hat als wir Übrigen, lebt mit Odette und den Kindern in Manhattan. Mutter wohnt in Philadelphia, und

Diana lebt seit ihrer Scheidung in Frankreich, kommt im Sommer jedoch in die Staaten, um einen Monat in Laud's Head zu verbringen. Laud's Head ist ein Ferienort auf einer der Inseln vor Massachusetts. Wir hatten dort früher ein Sommerhäuschen, und in den zwanziger Jahren baute unser Vater das große Haus. Es steht auf einem Kliff über dem Meer und ist für mich, abgesehen von St. Tropez und ein paar Apenninendörfern, der schönste Ort auf der Welt. Das Haus gehört uns allen, und jeder steuert etwas Geld zur Instandhaltung bei.

Unser jüngster Bruder Lawrence, der Rechtsanwalt ist, arbeitet seit dem Kriegsende für eine Kanzlei in Cleveland, und vier Jahre lang bekam ihn keiner von uns zu Gesicht. Als er beschloss, Cleveland zu verlassen und bei einer Kanzlei in Albany anzufangen, schrieb er unserer Mutter, er wolle, bevor er die neue Stelle antrete, mit seiner Frau und den beiden Kindern zehn Tage in Laud's Head verbringen. Das war die Zeit, in der auch ich Urlaub nehmen wollte – ich hatte Ferienkurse gegeben –, und Helen, Chaddy, Odette und Diana würden ebenfalls da sein, somit wäre die ganze Familie vereint. Mit Lawrence haben die übrigen Familienmitglieder kaum etwas gemein. Wir haben ihn nicht besonders oft gesehen, und das ist vermutlich der Grund, warum wir ihn immer noch Tifty nennen – ein Spitzname, den er als Kind bekam, weil seine Hausschuhe jedes Mal, wenn er zum Frühstück durch den Flur zum Esszimmer kam, ein Geräusch machten, das wie »Tifty, tifty, tifty« klang. So hat ihn Vater genannt und alle anderen auch. Als Lawrence älter wurde, nannte Diana ihn manchmal Jesulein, und Mutter nannte ihn oft Unke. Wir hatten Lawrence nicht besonders gemocht, doch wir freuten uns mit einer Mischung aus Besorgnis und familiärer Verbundenheit auf seine Rückkehr, in der freudigen Erwartung, einen Bruder zurückzugewinnen.

Lawrence kam eines Spätsommernachmittags mit der Vier-Uhr-Fähre vom Festland herüber, und ich fuhr mit Chaddy zur Anlegestelle, um ihn abzuholen. Die Ankunft und Abfahrt der Sommerfähre weist alle äußeren Anzeichen einer Seereise auf – Schiffspfeifen, Glocken, Sackkarren, Wiedersehensfreude und Salzwassergeruch –, doch es ist eine unbedeutende Überfahrt, und als ich das Schiff an jenem Nachmittag in den blauen Hafen einlaufen sah und den Gedanken hatte, dass nur eine unbedeutende Überfahrt hinter ihm lag, wurde mir klar, dass Lawrence ebenso darüber gedacht hätte. Als die Autos die Fähre verließen, suchten wir hinter den Windschutzscheiben nach seinem Gesicht und erkannten ihn mühelos. Wir liefen hinüber, schüttelten ihm die Hand und küsstun unbeholfen seine Frau und die Kinder. »Tifty!«, rief Chaddy. »Tifty!« Es ist schwer zu beurteilen, ob der eigene Bruder sich äußerlich verändert hat, doch auf der Rückfahrt nach Laud's Head stimmten Chaddy und ich überein, dass Lawrence noch immer sehr jung aussah. Er kam vor uns am Haus an, und wir holten die Koffer aus seinem Wagen. Als ich eintrat, stand er im Wohnzimmer und unterhielt sich mit Mutter und Diana. Sie trugen ihre besten Kleider, ihren ganzen Schmuck und begrüßten ihn überschwänglich, doch obwohl sich alle bemühten, besonders liebevoll zu sein, und dies in einem Augenblick, in dem so etwas niemandem schwerfällt, spürte ich im Zimmer eine leichte Anspannung. Als ich Lawrence' schwere Koffer die Treppe hinauftrug und über das Ganze nachdachte, wurde mir klar, dass unsere Abneigungen genauso tief verwurzelt sind wie unsere edleren Gefühle, und mir fiel ein, wie ich Lawrence einmal vor fünfundzwanzig Jahren mit einem Stein auf den Kopf geschlagen hatte, wie er aufgestanden war und sich unverzüglich bei unserem Vater beklagt hatte.

Ich trug die Koffer in den zweiten Stock hinauf, wo Ruth, Lawrence' Frau, sich mit ihrer Familie einrichtete. Sie ist eine magere

junge Frau und schien von der Reise ziemlich müde zu sein, doch als ich fragte, ob ich ihr einen Drink heraufbringen sollte, schlug sie mein Angebot aus.

Als ich nach unten kam, war Lawrence nirgends zu sehen, aber die anderen wollten etwas trinken, und so beschlossen wir, Cocktails zuzubereiten. Lawrence ist der Einzige in der Familie, der nie gern getrunken hat. Wir traten mit unseren Cocktails auf die Terrasse, um die Felsen, das Meer und die Inseln im Osten zu betrachten, und die Rückkehr von Lawrence und seiner Frau, ihre Anwesenheit im Haus, schien uns einen frischen Blick auf das vertraute Bild zu geben. Es war, als könnten wir die Freude spüren, die ihnen die geschwungene, farbige Küste nach so langer Abwesenheit bereiten würde. Plötzlich kam Lawrence den Pfad vom Strand herauf.

»Ist der Strand nicht herrlich, Tifty?«, fragte Mutter. »Ist es nicht herrlich, wieder hier zu sein? Willst du einen Martini?«

»Ist mir egal«, sagte Lawrence. »Whiskey, Gin – ist mir egal, was ich trinke. Gib mir ein Glas Rum.«

»Rum haben wir nicht«, erwiderte Mutter. Das war der erste schroffe Unterton. Sie hatte uns beigebracht, nie unentschlossen zu sein, nie so zu antworten, wie Lawrence es gerade getan hatte. Außerdem legt sie in ihrem Haus großen Wert auf Anstandsregeln, und alles, was nach ihren Maßstäben ungebührlich ist, zum Beispiel, wenn man puren Rum trinkt oder zum Abendessen eine Bierdose mitbringt, stürzt sie in einen Zwiespalt, den sie trotz ihres großen Humors nicht bewältigen kann. Sie bemerkte ihren schroffen Ton und bemühte sich, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. »Hättest du gern einen irischen Whiskey, Tifty?«, fragte sie. »Hast du den nicht immer gern getrunken? In der Anrichte steht eine Flasche. Warum holst du dir nicht ein Gläschen?« Lawrence sagte, es sei egal. Er goss sich einen Martini ein, und dann kam Ruth herunter, und wir begaben uns zum Abendessen.

Zwar hatten wir, während wir vor dem Abendessen auf Lawrence gewartet hatten, zu viel getrunken, waren jedoch alle bestrebt, uns von unserer besten Seite zu zeigen und eine friedliche Zeit miteinander zu verbringen. Unsere Mutter ist eine zierliche Frau, deren Gesicht immer noch deutlich zeigt, wie hübsch sie einmal gewesen sein muss, ein Mensch, mit dem man sich unbeschwert unterhalten kann, doch an jenem Abend sprach sie über ein Bodenkultivierungsprojekt im Norden der Insel. Diana ist wohl ebenso hübsch, wie Mutter es einmal war, sie ist eine lebhaftere, nette Frau, die gern von ihren freizügigen Freunden in Frankreich erzählt, doch an jenem Abend redete sie von der Schule in der Schweiz, die ihre beiden Kinder besuchten. Ich begriff, dass das Abendessen Lawrence zufriedenstellen sollte. Es war nicht allzu üppig, und nichts gab ihm Anlass, an Verschwendung zu denken.

Als wir nach dem Abendessen wieder auf die Terrasse traten, hatten sich die Wolken blutrot gefärbt, und ich freute mich, dass Lawrence bei seiner Heimkehr einen so knalligen Sonnenuntergang erlebte. Ein paar Minuten später kam ein Mann namens Edward Chester vorbei, um Diana abzuholen. Sie hatte ihn in Frankreich oder auf der Schiffsreise kennengelernt, und er wohnte für zehn Tage in dem Gasthof im Ort. Wir stellten ihn Lawrence und Ruth vor, und dann brachen er und Diana auf.

»Ist das der Kerl, mit dem sie zurzeit schläft?«, fragte Lawrence.

»Was für eine fürchterliche Bemerkung!«, sagte Helen.

»Dafür solltest du dich entschuldigen, Tifty«, forderte Chaddy.

»Ich weiß nicht«, sagte Mutter mit müder Stimme. »Ich weiß es nicht, Tifty. Diana kann machen, was sie will, und ich stelle ihr keine unerquicklichen Fragen. Sie ist meine einzige Tochter. Ich bekomme sie nicht oft zu sehen.«

»Fährt sie wieder nach Frankreich?«

»Übernächste Woche.«

Lawrence und Ruth saßen am Rand der Terrasse, nicht bei uns, nicht in dem Kreis aus Stühlen. Mit seinem starren Mund wirkte mein Bruder auf mich wie ein puritanischer Geistlicher. Wenn ich seine Geisteshaltung zu verstehen versuche, denke ich manchmal an die Anfangszeit unserer Familie in diesem Land, und mit seiner missbilligenden Bemerkung über Diana und ihren Liebhaber erinnerte er mich wieder daran. Der Zweig der Pommeroys, dem wir angehören, geht auf einen Pastor zurück, der von Cotton Mather gerühmt wurde für die Unermüdlichkeit, mit der er dem Teufel abschwor. Die Pommeroys waren bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Geistliche, und die Strenge ihres Denkens – das Menschenleben ist ein Jammertal, und alle irdische Schönheit ist wollüstig und verworfen – ist in Büchern und Predigten überliefert. Die Gemütsart unserer Familie änderte sich allmählich und wurde unbeschwerter, aber ich kann mich aus meiner Schulzeit noch an alte Männer und Frauen in unserer Verwandtschaft erinnern, die an die dunklen Zeiten des geistlichen Berufs zurückzudenken und von ewiger Schuld und göttlicher Züchtigung beseelt zu sein schienen. Wenn man in einer solchen Atmosphäre aufwächst – und in gewissem Sinne gilt das für uns –, dann stellt es wohl eine geistige Prüfung dar, Gewohnheiten wie Schuldgefühle, Selbstverleugnung, Schweigsamkeit und Bußfertigkeit abzulehnen, und diese geistige Prüfung, schien mir, hatte Lawrence nicht bestanden.

»Ist das da Kassiopeia?«, fragte Odette.

»Nein, Liebes«, sagte Chaddy. »Das ist nicht Kassiopeia.«

»Wer war eigentlich Kassiopeia?«, wollte Odette wissen.

»Die Frau von Kepheus und Mutter von Andromeda«, antwortete ich.

»Die Köchin ist ein Giants-Fan«, sagte Chaddy. »Sie wettet sogar Geld darauf, dass sie die Meisterschaft holen.«

Inzwischen war es so dunkel geworden, dass man den Lichtstrahl des Leuchtturms am Cape Heron durch den Himmel gleiten sah. In der Finsternis am Fuß der Klippen war das stetige Tosen der Brandung zu hören. Und dann begann Mutter wie so oft, wenn es dunkel wird und sie vor dem Abendessen zu viel getrunken hat, von den Verschönerungen und Anbauten zu sprechen, die eines Tages das Haus zieren würden, von den Gebäudeflügeln und Bädern und Gärten.

»In fünf Jahren stürzt das Haus sowieso ins Meer«, sagte Lawrence.

»Tifty, die Unke«, sagte Chaddy.

»Nenn mich nicht Tifty«, entgegnete Lawrence.

»Jesulein«, sagte Chaddy.

»Die Strandbefestigung ist ziemlich rissig«, sagte Lawrence. »Ich hab sie mir heute Nachmittag angesehen. Ihr habt sie vor vier Jahren reparieren lassen, und das hat achttausend Dollar gekostet. Das könnt ihr euch nicht alle vier Jahre leisten.«

»Bitte, Tifty«, sagte Mutter.

»Das sind nun mal die Fakten«, beharrte Lawrence, »und an einer zurückweichenden Küste ein Haus an den Rand der Klippen zu bauen, ist idiotisch. Während meines Lebens wurde der halbe Garten weggespült, und wo früher das Badehaus war, steht das Wasser schon einen Meter hoch.«

»Reden wir über was anderes«, sagte Mutter grimmig. »Über Politik oder den Ball im Bootsclub.«

»Jedenfalls ist das Haus wahrscheinlich bereits gefährdet«, erwiderte Lawrence. »Bei starker Flut, einer Sturmflut, würde die Mauer einstürzen und das Haus überspült werden. Wir könnten alle ertrinken.«

»Ich *ertrage* das nicht«, sagte Mutter. Sie ging in die Spülküche und kam mit einem vollen Glas Gin zurück.

Inzwischen bin ich zu alt, um zu glauben, ich könnte die Gefühle anderer beurteilen, doch ich bemerkte die Spannungen zwischen Lawrence und unserer Mutter und kannte einen Teil der Vorgeschichte. Lawrence kann nicht älter als sechzehn gewesen sein, als er zu dem Schluss kam, Mutter sei leichtfertig, boshaft, destruktiv und äußerst willensstark. Deshalb beschloss er, sich von ihr zu lösen. Er ging damals aufs Internat, und ich kann mich erinnern, dass er Weihnachten nicht nach Hause kam. Er verbrachte die Feiertage bei einem Freund. Nach seinem negativen Urteil über Mutter kam er nur noch selten nach Hause, doch in jedem ihrer Gespräche erinnerte er sie an seine Entfremdung. Als er Ruth heiratete, verschwieg er es unserer Mutter. Er teilte ihr auch die Geburten seiner Kinder nicht mit. Doch trotz seiner grundsätzlichen, langwierigen Anstrengungen konnte er sich im Gegensatz zu uns anderen offenbar nie wirklich von ihr lösen, und wenn die beiden zusammen sind, spürt man die ungeklärten Spannungen sofort.

In gewisser Hinsicht war es bedauerlich, dass sich Mutter ausgerechnet an diesem Abend betrank. Das ist ihr gutes Recht, sie betrinkt sich nicht oft, und glücklicherweise wurde sie nicht Streitlustig, aber wir spürten alle, was vor sich ging. Während sie in aller Ruhe ihren Gin trank, schien sie sich von uns zu verabschieden und in Gedanken eine Reise anzutreten. Doch plötzlich wirkte sie gekränkt, und die wenigen Bemerkungen, die sie dann noch von sich gab, klangen launisch und belanglos. Als ihr Glas fast leer war, starrte sie wütend in die Dunkelheit und wackelte mit dem Kopf wie ein Boxer. In diesem Augenblick, das wusste ich, war in ihrem Kopf nicht genug Platz für all die Kränkungen, die sich in ihre Gedanken drängten. Ihre Kinder waren dumm, ihr Mann ertrunken, ihre Hausangestellten waren Diebe, und der Stuhl, auf dem sie saß, war unbequem. Plötzlich stellte sie ihr leeres Glas ab und unterbrach Chaddy, der gerade über Baseball redete. »Eins weiß ich ge-

nau«, sagte sie heiser. »Wenn es ein Leben nach dem Tod gibt, werde ich eine ganz andere Familie haben. Dann habe ich nur unglaublich wohlhabende, geistreiche und bezaubernde Kinder.« Sie stand auf, und als sie auf die Tür zuging, wäre sie fast gestürzt. Chaddy hielt sie fest und half ihr die Treppe hinauf. Ich hörte, wie sie sich liebevoll eine gute Nacht wünschten, und dann kehrte Chaddy zurück. Ich dachte, Lawrence wäre inzwischen müde von der Reise und seiner Rückkehr, doch er blieb auf der Terrasse, als wartete er darauf, noch die entscheidende Schandtat zu erleben, und wir anderen ließen ihn dort sitzen und gingen im Dunkeln schwimmen.

Als ich am nächsten Morgen langsam erwachte, hörte ich, wie jemand den Tennisplatz walzte. Das klingt leiser und tiefer als das unrhythmische Läuten der eisernen Bojenglocken vor der Landspitze, das in meiner Erinnerung zum Anfang eines Sommertages gehört und ein gutes Omen ist. Als ich nach unten ging, standen die beiden Kinder von Lawrence in schmucken Cowboyanzügen im Wohnzimmer. Die beiden sind ängstlich und spindeldürr. Sie sagten, ihr Vater walze den Tennisplatz, aber sie hätten keine Lust, nach draußen zu gehen, denn sie hätten unter der Türschwelle eine Schlange gesehen. Ich erklärte ihnen, dass alle anderen Kinder in der Küche frühstückten und dass sie sich besser dorthin begeben sollten. Plötzlich begann der Junge zu weinen. Dann fiel seine Schwester mit ein. Sie weinten, als würden sie ihrer kostbarsten Rechte beraubt, wenn sie zum Essen in die Küche gingen. Ich sagte, sie sollten sich zu mir setzen. Lawrence kam herein, und ich fragte, ob er Lust habe, Tennis zu spielen. Er lehnte dankend ab, sagte aber, er denke daran, ein paar Einzel mit Chaddy zu spielen. Das war verständlich, denn er und Chaddy spielen besser als ich, und nach dem Frühstück bestritt er mehrere Einzel mit ihm, doch als

später die anderen herunterkamen, um Familiendoppel zu spielen, verzog sich Lawrence. Das ärgerte mich – vermutlich zu Unrecht –, aber unsere Familiendoppel sind ziemlich interessant, und aus Höflichkeit hätte er einen Satz mitspielen können.

Als ich am späten Vormittag allein vom Tennisplatz zum Haus hinaufging, sah ich, wie Tifty auf der Terrasse mit seinem Taschenmesser eine Schindel von der Wand löste. »Was ist los, Lawrence?«, fragte ich. »Termiten?« Im Holz wimmelt es von Termiten, die uns schon viel Ärger bereitet haben.

Er zeigte mir am unteren Rand jeder Schindelreihe einen blassblauen, mit Zimmermannskreide gezogenen Strich. »Das Haus ist ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt«, sagte er. »Die Schindeln sind ungefähr zweihundert Jahre alt. Als Dad das Haus baute, muss er von allen Farmen in der Umgebung Schindeln gekauft haben, damit es altehrwürdig aussieht. Da, wo diese Antiquitäten angenagelt wurden, kann man noch die Zimmermannskreide sehen.«

Die Sache mit den Schindeln stimmte, obwohl ich das Ganze längst vergessen hatte. Beim Bau des Hauses hatte unser Vater oder sein Architekt es mit verwitterten, von Flechten überzogenen Schindeln verkleiden lassen. Doch im Gegensatz zu Lawrence empfand ich das nicht als skandalös.

»Und sieh dir mal die Türen an«, sagte Lawrence. »Die Türen und Fensterrahmen.« Ich folgte ihm zu einer großen quergeteilten Tür, die auf die Terrasse führt, und betrachtete sie. Es war eine ziemlich neue Tür, doch irgendwer hatte sich bemüht, ihr geringes Alter zu vertuschen. Mit einem Metallgegenstand hatte jemand tiefe Rillen in die Oberfläche gekerbt und weiße Farbe in die Furchen gerieben, damit es nach Salzwasser, Flechten und Wetterschäden aussah. »Stell dir das vor – jemand gibt Tausende von Dollars aus, damit ein intaktes Haus aussieht wie eine Bruchbude«, sagte Lawrence. »Was für eine Einstellung man da haben muss. Stell dir

vor, du lebst so sehr in der Vergangenheit, dass du irgendwem den Lohn eines Zimmermanns zahlst, damit er deine Haustür verschanzelt.« Plötzlich fielen mir seine Überempfindlichkeit der Zeit gegenüber und seine Ansichten und Meinungen über unsere Gefühle zur Vergangenheit wieder ein. Vor Jahren hatte ich ihn einmal sagen hören, wir, unsere Freunde und unser Landstrich seien außerstande, mit den Problemen der Gegenwart fertigzuwerden, wir hätten uns wie unglückliche Erwachsene wieder einer Zeit zugewandt, in der alles schöner und einfacher war, und unsere Vorliebe für Rekonstruktion und Kerzenlicht belege dieses unabänderliche Versagen. Der blassblaue Kreidestrich hatte ihn an diese Gedanken erinnert, die zerfurchte Tür hatte sie bestätigt, und jetzt zeigte sich ein Beweis nach dem anderen – die wuchtige Lampe an der Tür, der riesige Schornstein, die Breite der Dielen und die darin eingelegten Holzstücke, die wie Pflöcke aussehen sollten. Während Lawrence mir über all das einen Vortrag hielt, kamen die anderen vom Tennisplatz herauf. Als Mutter Lawrence erblickte, erstarrte sie, und ich sah, dass kaum Hoffnung auf ein harmonisches Verhältnis zwischen der Matriarchin und dem Wechselbalg bestand. Sie fasste Chaddy am Arm. »Gehen wir schwimmen und trinken am Strand Martinis«, sagte sie. »Machen wir uns einen wunderbaren Tag.«

An jenem Morgen hatte das Meer eine kräftige Farbe, wie grüner Serpentin. Außer Tifty und Ruth gingen alle an den Strand. »Um *ihn* mache ich mir gar keine Sorgen«, sagte Mutter. In ihrer Erregung hielt sie ihr Glas schief und verschüttete einen Schluck Gin. »Um *ihn* nicht. Ist mir egal, wie unverschämt und gemein und pessimistisch er ist, aber die Gesichter seiner armen kleinen Kinder, dieser furchtbar unglücklichen Kinder, kann ich nicht ertragen.« Nun da die Klippen zwischen uns und Lawrence lagen, sprachen wir alle voll Zorn über ihn; es sei mit ihm nicht besser, sondern noch schlimmer geworden; er sei völlig anders als wir Übrigen und

gebe sich alle Mühe, uns jeglichen Spaß zu verderben. Wir tranken unseren Gin; unser Ärger schien einen Höhepunkt zu erreichen; und dann gingen wir, einer nach dem anderen, im tiefgrünen Meer schwimmen. Doch als wir wieder aus dem Wasser kamen, sagte keiner mehr ein unfreundliches Wort über Lawrence, der alte Gesprächsfaden war wie abgeschnitten, als besäße ein Bad im Meer dieselbe reinigende Kraft, die man der Taufe zuschreibt. Wir trockneten uns die Hände ab und zündeten uns Zigaretten an, und falls jemand von Lawrence sprach, dann nur, um freundlich etwas vorzuschlagen, das ihm gefallen könnte. Vielleicht würde er ja gern einmal zur Barin's Cove segeln oder angeln gehen.

Inzwischen erinnere ich mich, dass wir, solange Lawrence zu Besuch war, öfter schwimmen gingen als sonst, und ich glaube, es gab dafür einen Grund. Wenn wegen der Gereiztheit, die infolge seiner Anwesenheit zunahm, unsere Geduld nicht nur mit ihm, sondern auch untereinander abnahm, gingen wir alle schwimmen und warfen im kalten Wasser unseren Groll von uns. Ich sehe unsere Familie vor mir, sehe sie alle auf dem Sand sitzen und unter Lawrence' Vorwürfen leiden, sehe sie ins Wasser waten und eintauchen und höre in ihren Stimmen die wiedergewonnene Geduld und das wiederentdeckte unerschöpfliche Wohlwollen. Wäre Lawrence diese Veränderung aufgefallen – diese eingebildete Reinigung –, dann hätte er bestimmt im Vokabular der Psychiatrie oder in der Mythologie des Atlantiks eine treffende Bezeichnung dafür gefunden, aber ich glaube, er hat die Veränderung gar nicht bemerkt. Er versäumte es, den Heilkräften des offenen Meeres einen Namen zu geben, doch das war eine der wenigen Gelegenheiten, etwas herabzusetzen, die er sich entgehen ließ.

Die Köchin, die wir in jenem Jahr beschäftigten, war eine Polin namens Anna Ostrovick, eine Sommerköchin. Sie war erstklassig – eine große, dicke, warmherzige, fleißige Frau, die ihre Arbeit sehr

ernst nahm. Sie kochte gern, und ihr gefiel, wenn die Mahlzeiten, die sie zubereitete, gewürdigt und verspeist wurden, und jedes Mal, wenn wir sie sahen, drängte sie uns, etwas zu essen. Zwei-, dreimal in der Woche buk sie zum Frühstück Gebäckstücke – Croissants und Brioche –, brachte sie selbst ins Esszimmer und sagte: »Esst, esst, esst.« Wenn das Dienstmädchen die Servierplatten wieder in die Spülküche brachte, hörten wir Anna dort manchmal sagen: »Gut! Sie essen.« Sie gab dem Müllmann, dem Milchmann und dem Gärtner etwas zu essen. »Iss!«, sagte sie dann. »Iss, iss!« Donnerstagnachmittags ging sie mit dem Dienstmädchen ins Kino, doch die Filme gefielen ihr nicht, weil die Schauspieler alle ganz mager waren. Sie saß anderthalb Stunden im dunklen Vorführsaal und wartete voll Sorge darauf, dass jemand auf der Leinwand erschiene, dem sein Essen geschmeckt hatte. Bette Davis hinterließ bei Anna lediglich den Eindruck, dass sie eine schlechte Esserin war. »Die sind alle so spindeldürr«, sagte sie, wenn sie aus dem Kino kam. Sobald sie uns abends vollgestopft und die Töpfe und Pfannen abgespült hatte, sammelte sie die Essensreste ein und ging nach draußen, um die Tiere zu füttern. Wir besaßen in jenem Jahr ein paar Hühner, und auch wenn sie um diese Zeit schon auf der Stange saßen, kippte Anna Futter in ihre Tröge und drängte die schlafenden Vögel, etwas zu fressen. Sie fütterte die Singvögel in den Obstbäumen und die Backenhörnchen im Garten. Ihre Gestalt am Rand des Gartens und ihre eindringliche Stimme – »Esst, esst, esst«, hörten wir sie rufen – waren ebenso wie der abendliche Signalschuss am Bootsclub und der Lichtstrahl von Cape Heron mit dieser Uhrzeit verknüpft. »Esst, esst, esst«, hörten wir Anna sagen. »Esst, esst ...« Und dann war es dunkel.

Drei Tage nach Lawrence' Ankunft rief Anna mich in die Küche. »Sagen Sie Ihrer Mutter«, forderte sie, »dass *er* nicht in meine Küche kommen soll. Wenn er ständig in meine Küche kommt, gehe

ich. Er kommt ständig, um mir zu sagen, was für eine bedauernswerte Frau ich bin. Ständig sagt er mir, dass ich zu hart arbeite, dass ich nicht genug Geld bekomme und in eine Gewerkschaft eintreten soll. Ha! Er ist spindeldürr, kommt aber immer in meine Küche, wenn ich beschäftigt bin, und bemitleidet mich, aber ich bin nicht schlechter als er, nicht schlechter als andere Leute, und ich muss mir nicht bieten lassen, dass solche Leute mich ständig stören und bemitleiden. Ich bin eine allseits bekannte, hervorragende Köchin, ich habe schon überall gearbeitet und bin diesen Sommer nur hier, weil ich noch nie auf einer Insel war, aber ich kann schon morgen woanders anfangen, und wenn er ständig in meine Küche kommt, um mich zu bemitleiden, dann sagen Sie Ihrer Mutter, dass ich gehe. Ich bin nicht schlechter als andere Leute und muss mir nicht bieten lassen, dass dieser spindeldürre Kerl mir ständig sagt, wie arm ich dran bin.«

Ich freute mich, dass die Köchin auf unserer Seite war, empfand die Situation aber als heikel. Wenn unsere Mutter Lawrence bitten sollte, sich von der Küche fernzuhalten, würde er ihr das übel nehmen. Er nahm einem schnell etwas übel, und wenn er mit finsterner Miene beim Abendessen saß, hatte ich manchmal das Gefühl, dass er jede geringschätzigte Bemerkung, egal, worauf sie abzielte, auf sich bezog. Ich erzählte keinem von der Beschwerde der Köchin, und aus irgendeinem Grund gab es von ihrer Seite auch keine Probleme mehr.

Den nächsten Anlass für einen Streit mit Lawrence lieferten unsere Backgammon-Partien.

Wenn wir uns in Laud's Head aufhalten, spielen wir oft Backgammon. Gewöhnlich holen wir das Spiel um acht Uhr nach dem Kaffee hervor. In gewisser Hinsicht ist das einer der angenehmsten Augenblicke. Die Lampen im Zimmer brennen noch nicht, man kann Anna im dunklen Garten sehen, und über ihrem Kopf zeich-

net sich am Himmel eine Landschaft aus Schatten und Feuer ab. Mutter schaltet das Licht an und gibt mit den rappenden Würfeln das Startsignal. Normalerweise spielt jeder drei Partien. Wir spielen um Geld, und man kann in einer Partie hundert Dollar gewinnen oder verlieren, doch meistens sind die Einsätze viel niedriger. Ich glaube, auch Lawrence hat früher gespielt – ich weiß es nicht mehr genau –, aber jetzt tut er es nicht mehr. Zumindest nicht um Geld. Das liegt nicht daran, dass er arm wäre oder aus Prinzip nicht um Geld spielte; nein, er hält das Spiel für törichte Zeitverschwendung. Aber es machte ihm nichts aus, seine Zeit damit zu vergeuden, dass er uns beim Spielen zuschaute. Jeden Abend, wenn die erste Partie begann, zog er einen Stuhl heran und richtete den Blick auf die Spielsteine und Würfel. Er machte ein spöttisches Gesicht, passte jedoch genau auf. Ich überlegte, warum er uns Abend für Abend zusah, und glaube, es in seinem Gesicht gelesen zu haben.

Lawrence spielt nicht um Geld, deshalb versteht er nicht, wie aufregend es ist, etwas zu gewinnen oder zu verlieren. Ich glaube, er hat vergessen, wie man Backgammon spielt, deshalb können ihn die schwer zu beurteilenden Gewinnchancen nicht interessieren. Bestimmt ist er zu dem Schluss gekommen, Backgammon sei ein eitles Glücksspiel und das Brett mit seinen spitz zulaufenden Feldern ein Symbol für unsere Nichtsnutzigkeit. Und da er nichts vom Spielen um Geld oder von den Gewinnchancen versteht, dachte ich, er müsse an den Mitgliedern seiner Familie interessiert sein. Als ich eines Abends mit Odette spielte – ich hatte von Mutter und Chaddy siebenunddreißig Dollar gewonnen –, habe ich vermutlich entdeckt, was in seinem Kopf vorging.

Odette hat schwarzes Haar und schwarze Augen. Sie achtet darauf, ihre weiße Haut nie allzu lange der Sonne auszusetzen, und der auffallende Kontrast zwischen dem Schwarz und ihrer Blässe ändert sich auch im Sommer nicht. Sie braucht und verdient Bewun-

derung – das ist die Grundlage ihrer Zufriedenheit –, und ohne es sonderlich ernst zu meinen, flirtet sie mit jedem Mann. An jenem Abend trug sie ein schulterfreies Kleid, so tief ausgeschnitten, dass man den Ansatz ihrer Brüste und wenn sie sich zum Spielen über das Brett beugte auch deren Rundung sah. Sie verlor und flirtete die ganze Zeit und erweckte den Anschein, als gehörte beides zusammen. Chaddy befand sich im Nebenzimmer. Sie verlor drei Partien, und als die letzte Partie beendet war, ließ sie sich aufs Sofa zurücksinken, blickte mir direkt in die Augen und sagte, wir sollten in die Dünen hinausgehen, um die Rechnung zu begleichen. Lawrence hörte ihre Worte. Ich sah ihn an. Er wirkte schockiert und zugleich erfreut, als habe er schon die ganze Zeit den Verdacht gehegt, dass wir nicht um etwas so Unbedeutendes wie Geld spielten. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube, dass Lawrence als Zuschauer unserer Backgammon-Partien das Gefühl hatte, dem Ablauf einer furchtbaren Tragödie beizuwohnen, bei der das gewonnene oder verlorene Geld nur als Symbol für viel höhere Einsätze diene. Es ist, als bemühte sich Lawrence, in jede unserer Gesten eine tiefere Bedeutung und eine Unwiderruflichkeit hineinzulesen, und wenn er die innere Logik unseres Verhaltens entdeckt, kann man sicher sein, dass sie etwas Schmutziges hat.

Chaddy kam herein, um mit mir zu spielen. Chaddy und ich verlieren nur ungern gegeneinander. Als wir noch klein waren, durften wir nicht zusammen spielen, weil es immer in einer Prügelei endete. Wir glauben, einander genau zu kennen. Ich halte ihn für klug, er mich für dumm. Wenn wir irgendetwas spielen – ob Tennis, Backgammon, Softball oder Bridge –, gibt es stets böses Blut, und manchmal gewinnt man den Eindruck, wir spielten um den Besitz der Vorrechte des anderen. Wenn ich gegen Chaddy verliere, kann ich nicht schlafen. Damit ist über unser Konkurrenzverhältnis nur die halbe Wahrheit gesagt, doch diese Halbwahrheit war für

Lawrence erkennbar, und seine Anwesenheit am Tisch hemmte mich so sehr, dass ich zwei Spiele verlor. Als ich aufstand, bemühte ich mich, nicht wütend zu wirken. Lawrence beobachtete mich. Ich begab mich auf die Terrasse, um im Dunkeln die Wut herauszulassen, die mich jedes Mal überkommt, wenn ich gegen Chaddy verliere.

Als ich ins Zimmer zurückkehrte, spielte Chaddy mit Mutter. Lawrence schaute immer noch zu. Seiner Meinung nach hatte Odette gegen mich ihre Keuschheit verloren, ich hatte gegen Chaddy meine Selbstachtung verloren, und ich fragte mich, wie er die derzeitige Partie beurteilte. Er schaute gespannt zu, als dienten die glanzlosen Spielsteine und das Spielbrett dem Austausch gefährlicher Energien. Wie dramatisch müssen ihm das Brett in dem Ring aus Licht, die schweigenden Spieler und das Tosen des Meeres draußen erschienen sein! Hier zeigte sich geistiger Kannibalismus, hier, direkt vor seiner Nase, waren die Symbole der Habgier zu sehen, mit der die Menschen einander ausnutzten.

Mutter spielt taktisch geschickt und leidenschaftlich und mischt sich gern ein. Sie hat die Hände ständig auf der Brettseite ihres Gegenspielers. Wenn sie gegen Chaddy, ihr Lieblingskind, antritt, spielt sie sehr konzentriert. Das war Lawrence bestimmt aufgefallen. Mutter ist ein gefühlvoller Mensch. Sie hat ein gutes Herz und lässt sich leicht von Tränen und Schwäche rühren, ein Merkmal, an dem, wie an ihrer schönen Nase, das Alter nichts geändert hat. Der Kummer anderer Leute hat für sie einen großen Reiz, und manchmal scheint sie bei Chaddy nach Kummer, nach einem Verlust zu forschen, bei dem sie ihm Beistand leisten und Abhilfe schaffen kann, um damit die Beziehung wiederherzustellen, die sie zu ihm unterhielt, als er noch klein und kränklich war. Es liegt ihr, die Schwachen und Kindlichen zu beschützen, und jetzt, wo wir alt sind, fehlt ihr das. Die Welt der Schulden und Geschäfte, der Män-

ner und des Krieges, der Jagd und des Angelns hat auf sie eine verbitternde Wirkung. (Als Vater ertrank, warf sie seine Fliegenruten und Gewehre weg.) Sie hat uns allen endlose Vorträge über Selbstständigkeit gehalten, doch wenn wir – vor allem Chaddy – kommen, um uns von ihr trösten und helfen zu lassen, scheint sie sich am wohlsten zu fühlen. Vermutlich dachte Lawrence, die alte Frau und ihr Sohn spielten um ihre Seelen.

Sie verlor. »Ach du meine Güte«, sagte sie. Wie immer, wenn sie verliert, wirkte sie mitgenommen und hilflos. »Holt mir meine Brille, mein Scheckbuch und etwas zu trinken.« Lawrence stand schließlich auf und streckte sich. Er blickte uns alle traurig an. Der Wind hatte aufgefrischt, das Meer stieg, und ich dachte, wenn er die Brandung hörte, müsse er sie als eine düstere Antwort auf all seine düsteren Fragen empfinden und denken, die Wellen hätten die Glut unserer Picknickfeuer gelöscht. Die Anwesenheit einer Lüge ist unerträglich, und Lawrence sah aus wie die Verkörperung einer Lüge. Ich konnte ihm die schlichten, intensiven Freuden eines Spiels um Geld nicht erklären und fand es schrecklich, dass er neben dem Spielbrett gesessen und den Schluss gezogen hatte, wir spielten um unsere Seelen. Er ging rastlos im Zimmer umher und musste, wie üblich, eine letzte Spitze loswerden. »Man sollte meinen, ihr müsstet wahnsinnig werden, Abend für Abend auf so engem Raum zusammengepfercht. Komm, Ruth. Ich gehe zu Bett.«

In jener Nacht träumte ich von Lawrence. Ich sah sein unscheinbares Gesicht ins Hässliche vergrößert, und als ich morgens erwachte, war mir übel, als hätte ich im Schlaf einen großen seelischen Verlust erlitten, wie den Verlust von Mut und Beherrztheit. Es war dumm, mich von meinem Bruder beunruhigen zu lassen. Ich brauchte Urlaub. Ich musste mich entspannen. In der Schule leben wir in einem der Wohnheime, essen zusammen mit den Schülern

und haben nie frei. Ich unterrichte nicht nur die ganze Zeit Englisch, sondern arbeite auch im Büro des Direktors und feuere bei Leichtathletikwettkämpfen die Startpistole ab. Das und alle anderen Sorgen musste ich einmal hinter mir lassen, deshalb beschloss ich, meinem Bruder aus dem Weg zu gehen. An jenem Tag ging ich frühmorgens mit Helen und den Kindern segeln, und wir kehrten erst zum Abendessen zurück. Am nächsten Tag picknickten wir. Dann musste ich für einen Tag nach New York, und als ich zurückkam, fand der Kostümball im Bootsclub statt. Lawrence nahm nicht daran teil, und ich habe mich auf diesem Fest stets glänzend amüsiert.

In jenem Jahr wurde den Gästen freigestellt, wie sie sich verkleiden wollten. Nach mehreren Gesprächen hatten Helen und ich uns entschieden, was wir anziehen wollten. Sie sagte, sie wünsche sich nichts so sehr, wie noch einmal Braut zu sein, und deshalb entschied sie sich für ihr Hochzeitskleid. Ich hielt das für eine gute Wahl – aufrichtig, unbeschwert und nicht teuer. Das beeinflusste auch meine Wahl, und ich entschied mich für eine alte Footballkluft. Mutter beschloss, als Jenny Lind zu gehen, denn auf dem Dachboden lag noch ein altes Jenny-Lind-Kostüm. Die anderen wollten sich Kostüme ausleihen, und auf meiner Fahrt nach New York besorgte ich sie. Lawrence und Ruth beteiligten sich nicht an den Planungen.

Helen gehörte dem Ballkomitee an und schmückte fast den ganzen Freitag den Club. Diana, Chaddy und ich gingen segeln. Ich segle heutzutage zumeist in Manhasset und nehme auf der Heimfahrt stets einen Kurs, der an dem Benzinkahn und den Blechdächern der Bootschuppen vorbeiführt, und bei unserer Rückkehr an jenem Nachmittag war es eine Freude, den Bug auf einen weißen Kirchturm im Ort auszurichten und zu sehen, dass sogar das Wasser in Küstennähe grün und klar war. Nach unserem Segeltörn hol-

ten wir Helen am Club ab. Die Komiteemitglieder hatten sich bemüht, dem Ballsaal das Aussehen eines U-Boots zu verleihen, und dass ihnen das nahezu gelungen war, machte Helen überglücklich. Wir fuhren nach Laud's Head zurück. Es war ein strahlender Nachmittag gewesen, doch auf dem Heimweg rochen wir den Ostwind – den düsteren Wind, wie Lawrence gesagt hätte –, der vom Meer herüberwehte.

Meine Frau Helen ist achtunddreißig, und ihr Haar wäre bestimmt schon grau, wenn sie es nicht färbte, aber es ist in einem unaufdringlichen, blassen Strohblond gefärbt, und ich finde, das steht ihr. An jenem Abend mixte ich Cocktails, während sie sich anzog, und als ich ihr ein Glas hinaufbrachte, sah ich sie zum ersten Mal seit unserer Trauung in ihrem Brautkleid. Es wäre sinnlos gewesen zu sagen, dass ich sie schöner fand als am Tag unserer Hochzeit, aber da ich inzwischen älter und vermutlich einfühlsamer bin, da ihr Gesicht für mich an jenem Abend zugleich Jugend und Alter ausstrahlte, ihre Hingabe an die junge Frau, die sie einmal gewesen war, und an die Stellungen, die sie klaglos der Zeit überlassen hatte, war ich wohl noch nie so tief gerührt gewesen. Ich hatte bereits meine Footballkluft angelegt, und das Gewicht von Hose und Schulterpolstern hatte in mir eine Veränderung ausgelöst, als hätte ich, indem ich die alten Sachen anzog, die begründeten Sorgen und Probleme meines Lebens abgestreift. Ich hatte das Gefühl, beide seien wir in die Zeit vor unserer Trauung, in die Zeit vor dem Krieg zurückgekehrt.

Vor dem Ball gaben die Collards eine große Abendgesellschaft, an der auch unsere Familie – abgesehen von Lawrence und Ruth – teilnahm. Ungefähr um halb zehn fuhren wir durch den Nebel zum Club. Das Orchester spielte gerade einen Walzer. Als ich meinen Regenmantel an der Garderobe abgab, klopfte mir jemand auf den Rücken. Es war Chucky Ewing, und das Witzige war, dass er eine

Footballkluft trug. Das fanden wir beide urkomisch. Lachend gingen wir durch die Eingangshalle zur Tanzfläche. Ich blieb an der Tür stehen, um den Saal zu betrachten, und er war wunderschön. Das Komitee hatte an den Wänden und der hohen Decke Fischnetze aufgehängt. Die Netze an der Decke waren voll bunter Ballons. Das Licht war weich und ungleichmäßig verteilt, und die Leute – unsere Freunde und Nachbarn –, die zu »Three O’Clock in the Morning« tanzten, boten ein herrliches Bild. Mir fielen die zahlreichen weiß gekleideten Frauen auf, und mir wurde klar, dass sie wie Helen Hochzeitskleider trugen. Patsy Hewitt und Mrs Gear und die Tochter der Lacklands walzten vorbei, alle als Bräute verkleidet. Dann kam Pep Talcott zu Chucky und mir herüber. Er ging als Heinrich VIII., erzählte uns aber, dass die Auerbach-Zwillinge, Henry Barrett und Dwight McGregor alle eine Footballkluft trügen und sich der letzten Zählung zufolge zehn Bräute auf der Tanzfläche befänden.

Dieser witzige Zufall sorgte für allgemeines Gelächter, und wir erlebten eins der unbeschwertesten Feste, die wir im Club je gefeiert hatten. Zuerst dachte ich, die Frauen hätten gemeinsam geplant, Hochzeitskleider zu tragen, aber alle, mit denen ich tanzte, beteuerten, es sei reiner Zufall, und ich bin mir sicher, dass Helen ihre Entscheidung allein getroffen hatte. Bis kurz vor Mitternacht lief für mich alles reibungslos, doch dann sah ich Ruth am Rand der Tanzfläche stehen. Sie trug ein langes rotes Kleid. Das wirkte völlig fehl am Platz. Es passte überhaupt nicht zur Stimmung des Festes. Ich tanzte mit ihr, aber niemand klatschte mich ab, und da ich nicht die geringste Lust hatte, den Rest des Abends mit ihr zu tanzen, fragte ich sie, wo Lawrence sei. Sie sagte, er sei draußen auf dem Steg, und ich brachte sie zur Theke und ging nach draußen, um Lawrence zu holen.

Der von Osten heraufziehende Nebel war dicht und feucht, und

Lawrence stand allein auf dem Steg. Er trug kein Kostüm. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, sich als Fischer oder Matrose zu verkleiden, und wirkte besonders düster. Der Nebel umwehte uns wie kalter Rauch. Ich wünschte, es wäre eine klare Nacht gewesen, denn der wabernde Nebel spielte meinem menschenfeindlichen Bruder in die Hände. Ich wusste, dass die Bojen – ihr Heulen und Läuten, das wir in diesem Augenblick hörten – für ihn wie die unmenschlichen Schreie Ertrinkender klangen, obwohl jeder Seemann weiß, dass Bojen notwendige und zuverlässige Vorrichtungen sind, und ich wusste, dass das Nebelhorn des Leuchtturms für Lawrence Irrfahrten und Verluste symbolisierte und er sogar die lebhafteste Tanzmusik missdeuten konnte. »Komm rein, Tifty«, sagte ich, »und tanz mit deiner Frau oder besorge ihr einen Tanzpartner.«

»Warum sollte ich?«, fragte er. »Warum?« Und dann trat er ans Fenster und blickte in den Saal. »Sieh dir das doch an. Sieh es dir an ...«

Chucky Ewing hatte sich einen Ballon geschnappt und versuchte, mit den anderen Fußballspielern mitten auf dem Tanzboden eine Anspiellinie zu bilden. Die anderen tanzten Samba. Ich wusste, dass Lawrence das Ganze mit traurigem Blick betrachtete, so wie er die verwitterten Schindeln an unserem Haus betrachtet hatte, als handle es sich bei dem Fest um eine Vergeudung und Misshandlung der Zeit, als zeigte die Tatsache, dass wir Bräute und Fußballspieler sein wollten, dass wir, als das Licht der Jugend in uns erloschen war, kein anderes Licht gefunden hatten, nach dem wir uns richten konnten, und uns ohne Glauben oder Grundsätze in traurige Dummköpfe verwandelt hatten. Und dass er über all diese freundlichen, glücklichen und großzügigen Menschen so dachte, machte mich wütend, flößte mir einen so ungeheuerlichen Abscheu vor ihm ein, dass ich mich schämte, denn er ist mein Bruder und ein Pommeroy. Ich legte den Arm um seine Schultern und

versuchte, ihn in den Saal zu zerren, aber er wollte nicht mitkommen.

Ich kehrte rechtzeitig zur Polonaise zurück, und als die Preise für die besten Kostüme verliehen worden waren, wurden die Ballons aus den Netzen gelassen. Es war heiß, irgendjemand öffnete die große Tür zur Anlegestelle, und der Ostwind fegte durch den Saal und wehte die meisten Ballons über den Steg aufs Wasser hinaus. Chucky Ewing rannte hinter den Ballons her, und als er sah, dass sie über den Steg hinweg aufs Wasser flogen, zog er seine Footballkluft aus und sprang hinein. Dann taten Eric Auerbach, Lew Phillips und ich es ihm nach, und Sie können sich bestimmt vorstellen, wie es ist, wenn die Leute auf einem Fest nach Mitternacht beginnen, ins Wasser zu springen. Wir fischten die meisten Ballons heraus, trockneten uns ab, tanzten weiter und kamen erst frühmorgens nach Hause.

Am nächsten Tag fand die Blumenausstellung statt. Mutter, Helen und Odette hatten sich alle drei angemeldet. Wir nahmen eine improvisierte Mahlzeit ein, und Chaddy fuhr die Frauen und Kinder zur Ausstellung. Ich machte ein Nickerchen, und am Nachmittag holte ich mir Badehose und Handtuch und traf beim Verlassen des Hauses auf Ruth, die in der Waschküche Wäsche wusch. Ich weiß nicht, warum sie viel mehr Arbeit zu haben scheint als alle anderen, aber sie ist ständig mit dem Waschen, Bügeln oder Flickern irgendwelcher Kleidungsstücke beschäftigt. Vielleicht hat man ihr als Kind beigebracht, ihre Zeit so zu verbringen, aber vielleicht tut sie es auch aus Bußfertigkeit. Sie scheint mit reumütiger Inbrunst zu schrubben und zu bügeln, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, was sie falsch gemacht zu haben glaubt. Ihre Kinder waren bei ihr in der Waschküche. Ich schlug ihnen vor, sie an den Strand mitzunehmen, doch sie hatten keine Lust mitzukommen.



John Cheever

Der Schwimmer

Stories

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40578-3

Heyne

Erscheinungstermin: September 2011

Es sind die Stories, die John Cheever zu einem der wichtigsten Autoren der amerikanischen Literatur gemacht haben. Von der internationalen Literaturkritik gepriesen, wurde er zum von Autorenkollegen verehrten Vorbild. In diesen Kurzgeschichten entfaltet sich all seine Meisterschaft. Lakonisch, präzise, skurril und witzig liefern sie ein Porträt einer Zeit und zugleich die ganze Comédie humaine.

 [Der Titel im Katalog](#)